

Ein neues Leben in Freiheit

Nach der Flucht aus der DDR kamen Gerda und Wilhelm K. nach Bad Hersfeld

Alle Brücken hinter sich abbrechen und ein neues Leben beginnen oder in der vertrauten Umgebung bei Eltern, Geschwistern und Freunden bleiben und sich mit den Einschränkungen des Lebens in der DDR arrangieren – diese Frage stellte sich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg für viele Menschen im Ostteil Deutschlands. Unter anderem auch für Gerda K. und ihren Mann Wilhelm (Namen von der Redaktion geändert). Gerda und Wilhelm K. entschieden sich 1961 dazu, die DDR zu verlassen und schafften das noch vor dem Bau der Mauer am 13. August 1961. In Bad Hersfeld bauten sie sich ein neues Leben auf.

Bad Hersfeld – Gerda K. stammt aus Magdeburg. Mit ihrer Mutter und den zehn Jahre älteren Zwillingenbrüdern Horst und Ernst wurde die im Jahr 1942 Geborene während des Kriegs aus der von Bombardierungen betroffenen Großstadt aufs Land evakuiert, in ein kleines Dorf in der Altmark, etwa 50 Kilometer von Stendal entfernt. „Da sagten sich die Füchse gute Nacht“, erinnert sich Gerda K.

Ihre Kindheit und Jugend waren nicht einfach. Sie waren die Fremden im Dorf, die Mutter war chronisch krank und der Vater, der schließlich „körperlich am Ende“ aus dem Krieg heimkehrte, cholerisch und aggressiv. In der Schule wurde Anpassung an das neue System erwartet, unter anderem die Mitgliedschaft bei den jungen Pionieren. Dagegen wehrte das Mädchen sich. „Das war mir zuwider“, erzählt sie. Sie blieb bei ihrer Weigerung, obwohl sie das einzige Kind in der Klasse war, das nicht Mitglied bei den Pionieren war und obwohl sie von ihren Lehrern massiv unter Druck gesetzt wurde. Einer sei besonders schlimm gewesen. „Der war ein Sadist“, ist Gerda K. überzeugt. Er schlug seine Schülerinnen und Schüler regelmäßig. Doch Gerda blieb standhaft.

Dass es mit den sozialistischen Überzeugungen, die der Lehrer predigte, nicht weit her war, wurde deutlich, als er eines Tages verschwunden war – abgehauen in den Westen, erzählte man sich.

Mit 15 Jahren von daheim ausgezogen

Die beruflichen Möglichkeiten für junge Menschen waren in dem Dorf in der Altmark sehr beschränkt. Sie hätte in die Landwirtschaft gehen können wie einer ihrer Brüder, erzählt Gerda K., doch das habe sie nie gewollt. Der andere Bruder habe nach dem Krieg etliche Jahre von Tausch- und anderen verbotenen Geschäften gelebt – auch das keine Alternative. Als in der Schule gewonnen wurde für eine Grundausbildung in einer Art beruflichem Internat für landwirtschaftliche Berufe in Klein Wanzleben in der Nähe von Magdeburg erschien ihr das eine gute Möglichkeit. Das war zwar Landwirtschaft, aber breiter gefächert und eben eine Ausbildung mit Abschluss. Und



Flüchtlinge in Marienfelde: Der Andrang von Menschen, die die DDR verlassen wollten, im Notaufnahmeflager Marienfelde war kurz vor dem Mauerbau besonders groß. So haben es auch Gerda und Wilhelm K. erlebt. Die Schlange sei jedoch, als sie dort ankamen, noch viel länger gewesen, berichtet Gerda K.

FOTO: CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY



Mit 15 Jahren verließ Gerda K. ihr Zuhause und zog nach Klein Wanzleben in der Nähe von Magdeburg. Das Bild zeigt sie mit einigen Freundinnen vor dem Lehrlingswohnheim.

es war in der Nähe von Magdeburg, wo ihre Großeltern immer noch lebten. Also verließ Gerda im Alter von 15 Jahren ihre Familie.

An die Ausbildungszeit auf einem großen Gut und in der Fachschule hat Gerda K. überwiegend gute Erinnerungen. Sie fand neue Freunde, unter anderem lernte sie dort ihren späteren Mann kennen, und das Essen war gut – ein wichtiges Kriterium für alle, die im und nach dem Krieg hungern mussten und später unter der Mangelwirtschaft in der DDR litten. Doch auch hier blieb Gerda K. konsequent und weigerte sich, sozialistischen Jugendorganisationen beizutreten. Die DDR nannte sie „Ostzone“. „Das war doch keine demokratische Republik“, sagt sie.

Nach der Ausbildung entschied sie sich, in Klein Wanzleben zu bleiben und erhielt eine Stelle im landwirtschaftlichen

Institut. „Das ist ein bisschen vergleichbar mit dem Eichhof gewesen“, erklärt sie.

„Für die eigenen Leute gab's nur Mist“

Aufmerksam verfolgte sie die wirtschaftliche Lage und die politischen Entwicklungen in der DDR. „Da wurde alles exportiert, was gut war, sowohl Lebensmittel als auch andere Produkte. Für die eigenen Leute gab's nur Mist“, stellte sie fest. Außerdem störte es sie, „dass man nicht so konnte wie man wollte“, dass das alltägliche Leben reguliert und kontrolliert wurde. „Wir waren ja jung, wir wollten die Welt entdecken!“ Gerda K. verließ sich nicht nur auf die Verlautbarungen des sozialistischen Regimes, sondern hörte auch West-Radio. Und so registrierte sie, wie viele Menschen jeden Tag die DDR über die noch offenen Grenzen verließen.



Zu den schönen Kindheitserinnerungen von Gerda K. gehört diese Schlittenfahrt durch die im Winter tief verschneite Altmark.

FOTOS: PRIVAT

Natürlich habe jeder in seinem Umfeld gemerkt, dass Menschen plötzlich verschwanden und nicht mehr wiederkamen. Sie seien abgehauen, hieß es. Doch dass es im Lauf der Jahre immer mehr wurden, viele tausend im Jahr, das erfuhr sie aus dem West-Radio, das jeden Tag die Zahlen meldete. „Das kann nicht mehr lange gut gehen“, war Gerda K. überzeugt. „Die müssen irgendwann die Grenzen dichtmachen, sonst sind alle Jungen, gut Ausgebildeten im Westen.“ Zwar wurde in den DDR-Medien immer betont, wie hoch die Arbeitslosigkeit im Westen sei, doch Gerda K. hatte Zweifel. Schließlich kam kaum jemand von den Geflüchteten wieder zurück. Also mussten die ja irgendwie untergekommen sein und Arbeit gefunden haben.

Auch Gerda überlegte zu fliehen. Also fühlte sie bei ihrem

Freund Wilhelm vor, ob er bereit wäre, mit ihr zu kommen. Dass das bedeutete, Eltern und Geschwister zu verlassen, sie möglicherweise nie wiederzusehen und sich sicherheitshalber noch nicht mal von ihnen zu verabschieden, war beiden bewusst. Dennoch wollten sie den Schritt wagen, Gerda noch etwas entschlossener als Wilhelm.

Erst das Motorrad verkaufen

Von einem ihrer Brüder, der zu diesem Zeitpunkt bei der Armee war, wusste Gerda, dass die Grenzkontrollen an Feiertagen weniger intensiv waren, weil verheiratete Soldaten dann Heimaturlaub hatten. Also beschlossen Gerda und Wilhelm, an Ostern 1961 die DDR zu verlassen. Vorher wollte Wilhelm aber noch sein fast neues Motorrad verkaufen, um im Westen etwas Startkapital zu

haben. Doch natürlich hätte so ein Verkauf unangenehme Fragen nach sich gezogen. Schließlich waren Motorräder, ebenso wie Autos und vieles andere, Mangelware. Die verkaufte man nicht einfach so, schon gar nicht fast neu. Also schoben die beiden den Fluchttermin auf Pfingsten. Als Wilhelm jedoch meinte, sie könnten ja auch bis Weihnachten warten, machte Gerda klar, dass das für sie nicht infrage käme. Zur Not würde sie eben alleine gehen, betonte sie. Denn sie hatte gehört, dass der Bau einer Mauer in Berlin und die Abriegelung der DDR geplant war. Wirklich vorstellen konnte sie sich das nicht, aber dass die Grenzen geschlossen werden würde, davon ging sie aus.

Ohne Abschied einfach wegzugehen, das schafften Gerda und Wilhelm dann doch nicht. „Der Abschied von den Eltern war schwer und tränenreich“, erinnert sich Gerda. Er sollte doch ihre Stütze fürs Alter sein, klagten Wilhelms Eltern, die nach einigen Töchtern lange auf den Sohn gewartet hatten. Auch Gerda fiel es schwer, ihre kranke Mutter zurückzulassen. Tatsächlich hat sie sie nicht wiedergesehen. Dabei hatte sie immer vor, die früh verrentete Mutter in den Westen nachzuholen. Doch die Mutter starb, bevor ihr das gelang.

Mit der S-Bahn in den Westen

Ihre Flucht begannen Gerda und Wilhelm zu Fuß und liefen vier Kilometer bis zum nächsten Bahnhof. Von da aus ging es nach Ost-Berlin und dann mit der S-Bahn nach Berlin hinein. Wie der erste Teil der Flucht verlief, daran hat Gerda keine Erinnerungen mehr. Erst als sie mit der S-Bahn nach Berlin hinein fuhr, setzte ihr Gedächtnis wieder ein. Sie war erleichtert, dass Wilhelm wusste, wo sie aussteigen mussten. Vom Bahnhof aus folgten sie dann einfach einem großen Menschenstrom ins Notaufnahmeflager Marienfelde. Die Schlange vor dem Eingang des Lagers sei mehrere hundert Meter lang gewesen, erinnert sich Gerda K.

Die ersten Tage im Westen waren hart. So viele Menschen mussten versorgt und untergebracht werden, Unterkunft und Essen gab es nur nach erheblichem bürokratischem Aufwand und stundenlangem Schlangestehen. Und da Wilhelm und Gerda nicht verheiratet waren, mussten sie immer wieder darum kämpfen, nicht getrennt zu werden. Die Stadt auf eigene Faust zu erkunden, sei kaum möglich und gefährlich gewesen. Immer wieder hörte Gerda im Lager Geschichten von Stasi-Aktionen. Die Beamten der Staatssicherheit seien abends in der Nähe der Lager unterwegs gewesen und hätten Menschen eingesammelt, die auf der Straße unterwegs waren und sie wieder in den Osten gebracht, hieß es.

VON CHRISTINE ZACHARIAS
»SEITE 2

Vorurteile gegen „die aus der Ostzone“

EIN NEUES LEBEN IN FREIHEIT Stasi hatte Geflohene auch noch im Westen im Blick

Fortsetzung von Seite 1:

Als Gerda und Wilhelm schließlich alle Hürden genommen, alle Unterlagen und Stempel in ihren Papieren hatten, wurden sie von Berlin nach Frankfurt/Main ausgeflogen. Ein Transport per Bahn oder Bus durch DDR-Gebiet war nicht möglich und zu gefährlich.

Wieder wurden Wilhelm und Gerda getrennt und im Lager in Gießen immer wieder befragt und durchgecheckt. Schon vorher hatten sie vereinbart, dass sie nach Bad Hersfeld wollten. Dort in der Nähe lebte damals eine Cousine von Wilhelm. Die sei dann auch einmal nach Gießen gekommen, um sie zu besuchen, erzählt Gerda K. Die Cousine habe wohl vor allem auf billige Arbeitskräfte für ihren Bauernhof gehofft, vermutet sie.

„Wir hatten überhaupt keine Vorstellung davon, was uns im Westen erwarten würde“, sagt Gerda K. Sie wussten nichts darüber, wie das Leben hier organisiert war, wie gearbeitet wird und welche Löhne bezahlt werden. Das Zusammenleben mit der Cousine und deren Familie ging jedenfalls nicht lange gut. Schließlich suchten sich Gerda und ihr Freund Unterkünfte in Bad Hersfeld, jeder eine eigene, sie waren ja nicht verheiratet. Gerda zog in ein winziges Zimmer in der Johannesstraße mit Toilette auf dem Flur, das sie auf Wunsch der Vermieter nicht abschließen durfte, und sie fand eine Stelle in einem Hotel. Sie arbeitete hart und viel überall dort, wo sie gebraucht wurde – als Zimmermädchen, in der Küche, für Botengänge. Dafür erhielt sie 90 Mark im Monat, deutlich weniger, als ihre Kolleginnen, wie sie sich bald zusammenreimte.

Das Heimweh war groß

Obwohl das Essen im Hotel gut war, magerte Gerda innerhalb weniger Woche stark ab. Schuld daran war nicht nur die viele und anstrengende Arbeit, sondern auch ihr Heimweh. Mit ihrer Mutter stand sie in Briefkontakt und schrieb ihr, dass wohl einiges von dem, was man in der DDR über den Westen erzählt habe, doch wahr gewesen sei. Sie fühle sich jedenfalls von den Kapitalisten ausgebeutet. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als sie mitbekam, dass ihre Arbeitgeber offensichtlich bei anderen Gastronomen damit angaben, wie eifrig und fleißig ihre neue Mitarbeiterin aus der DDR sei. Dass sie nicht die einzige Ostdeutsche war, der es so erging, erfuhr sie viele Jahre später aus Gesprächen mit einer Bekannten, die kurz vor Gerda und Wilhelm aus der DDR nach Bad Hersfeld gekommen war.

Arbeitsamt half weiter

Schließlich erhielt Gerda den Tipp, sich ans Arbeitsamt zu wenden und dort nach einer neuen Stelle zu fragen. „Dass es so etwas überhaupt gab, das wussten wir ja nicht“, erzählt sie. Auch von einem Sozialamt oder Sozialhilfe hatte sie noch nie gehört. Die brauchte sie dann auch nicht, denn die freundliche Mitarbeiterin im Arbeitsamt hörte nicht nur verständnisvoll zu, sondern hatte auch ein geeignetes Stellenangebot für Gerda. In einer Fabrik könne sie zwar mehr verdienen, erklärte die Mitarbeiterin, aber als Stationshilfe im Kran-



Das erste Lullusfest in Bad Hersfeld war für Gerda und Wilhelm K. eine eindrucksvolle Veranstaltung. Wilhelm fuhr auf dem Wagen der Brauerei (links im Bild) durch die Webergasse mit.

FOTO: PRIVAT



Eine erste Unterkunft fand Wilhelm K. in der Webergasse – unser Bild zeigt den Hinterhof mit der damaligen Vermieterin. In unmittelbarer Nachbarschaft war Gerda K. in der Johannesstraße untergekommen.

FOTO: PRIVAT

kenhaus bekäme sie auch ein Zimmer und Verpflegung. Das war verlockend. Gleich am nächsten Tag marschierte Gerda zum Krankenhaus und bekam den Job. 200 DM im Monat betrug ihr Lohn jetzt und dazu Unterkunft und Essen. Von dem, was auf den Stationen übrigblieb, konnte sie auch noch ihren Freund mitversorgen, der eine Stelle in der Brauerei Engelhardt gefunden hatte und ein Zimmer in der Webergasse.

Von ihren Kolleginnen und Kollegen wurde Gerda auch im Krankenhaus ganz genau beobachtet. „Wer aus der Ostzone kommt, ist faul, kann nichts und taugt nichts“ – das sei das gängige Vorurteil gewesen, erinnert sie sich. „Ich musste mich erstmal beweisen.“ Mit Vorurteilen und Verdächtigungen hatten die ehemaligen DDR-Bürger öfter zu kämpfen. Unter anderem sei ihnen unterstellt worden, dass sie Stasi-Spitzel seien. Dass es ihnen gelang, sich in relativ kurzer Zeit mit Fleiß und großer Sparsamkeit ein gutes Leben aufzubauen, habe Neid und Misstrauen bei manchen Menschen geweckt. Stasi-Spitzel habe es aber tatsächlich auch im Westen gege-

ben und auch in ihrem persönlichen Umfeld, ist sie überzeugt. Nach der Wende wollte sie ihre Stasi-Akte einsehen, doch die war verschwunden. Dabei ist Gerda K. ziemlich sicher, dass es eine solche Akte gegeben hat. Sie erzählt, dass ihre erwachsene Tochter irgendwann einmal an der Grenze zur DDR gefragt worden sei, warum denn die Eltern gar nicht mehr einreisten. Da müsse es also Unterlagen über sie gegeben haben.

Vom Mauerbau aus dem Radio erfahren

Ganz genau erinnert Gerda sich noch an den Moment, als sie erfuhr, dass tatsächlich eine Mauer zwischen den beiden deutschen Staaten gebaut wurde. „Da kriege ich heute noch Gänsehaut“, erzählt sie. Sie sei zu Wilhelm in die Webergasse gekommen, wo er froh über ihre Hartnäckigkeit sei, mit der sie damals darauf bestanden habe, die DDR zu verlassen.

Dass sie nun Verwandtschaft im reichen Westen hatten, das habe bei einigen Angehörigen



Der Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs zwischen Ost und West sowie die Öffnung der Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik war auch für Gerda und Wilhelm K. eine große Freude. Unser Archiv-Foto aus dem November 1989 zeigt lange Autoschlängen am Grenzübergang Herleshausen auf der A4.

FOTO: HZ-ARCHIV

in der DDR Begehrlichkeiten geweckt, erzählt Gerda. Wie hart der Start gewesen sei, wie wenig Geld sie anfangs hatten, das wussten die Angehörigen natürlich nicht. Und die beiden Neu-BRD-Bürger wollten auch nicht unbedingt davon erzählen. Also besorgte Wilhelm zähneknirschend die Lederhose für seinen Neffen, die seine Schwester so gerne haben wollte, obwohl er es sich eigentlich nicht leisten konnte. Nach der Wende, als westliche Konsumgüter für alle DDR-Bürger zugänglich waren, habe das Interesse der Ost-Verwandtschaft dann spürbar nachgelassen. Noch nicht einmal zur Hochzeit des Neffen seien sie eingeladen worden, bedauert Gerda K.

In Bad Hersfeld lebten sich Gerda und Wilhelm schnell ein. Sie fanden Freunde, gingen aus und genossen das Leben. Ein beliebtes Lokal war der NCO-Club der amerikanischen Soldaten. Frauen, die sich mit Soldaten einließen, hatten auch mit Vorurteilen zu kämpfen, die galten dann als Ami-Flittchen. Das erfuhr auch eine Freundin von Gerda, die dann schwanger wurde, ihren Amerikaner heiratete und mit ihm in die USA

ging. Noch heute haben die beiden Frauen Kontakt.

Hochzeit fand 1963 ohne Familie statt

1963 bot sich für Gerda und Wilhelm die Möglichkeit, gemeinsam in eine Wohnung zu ziehen. Die bekamen sie aber nur als Verheiratete. „Dann heiraten wir halt“, habe Wilhelm lapidar gesagt und so machten sie es. Es war eine kleine Feier, denn Eltern und Verwandte aus der DDR konnten nicht dabei sein.

Noch heute kommen Gerda die Tränen, wenn sie daran denkt, dass sie ihre Mutter nie wiedersehen konnte. Die starb 1964 an den Folgen einer Krebsoperation. Ihr Großvater informierte sie darüber mit einem Telegramm. Zur Beerdigung in die Ostzone zu reisen, wagte sie nicht. Zu groß war die Sorge, dort festgenommen zu werden. Auch später, als Reisen in die DDR für diejenigen, die das Land vor dem Mauerbau verlassen hatten, möglich waren, fuhren sie und ihr Mann nie gemeinsam. Der Erste, der in die alte Heimat reiste, war einige Jahre später ihr Mann. Auch er aus traurigem Anlass. Sein Va-

ter war gestorben. Sie blieb währenddessen mit der inzwischen geborenen Tochter in Bad Hersfeld.

Dass irgendwann die Mauer fallen und Deutschland wiedervereint sein würde, das haben Gerda und Wilhelm K. nie geglaubt. Selbst als ein Cousin mit Beziehungen ihr kurz vor dem November 1989 erzählte, er wisse aus sicherer Quelle, dass die Grenzen geöffnet werden sollten, waren sie noch skeptisch. „Was haben wir uns gefreut, als die Mauer endlich fiel“, sagt Gerda K. und da kommen ihr wieder die Tränen. Von da an war es problemlos möglich, die Verwandten von „drüben“ zu sehen. Regelmäßig verbrachte Familie K. nun ihren Urlaub in der alten Heimat.

CHRISTINE ZACHARIAS

Mein Heimatland

Monatliche Beilage zur »Hersfelder Zeitung«. Im Jahr 1909 gegründet von Wilhelm Neuhaus. Redaktion: Christine Zacharias Verlag: Hoehl-Druck GmbH+ Co. Hersfelder Zeitung KG